

Ulrich Ladurner

Das Intellektuellendesaster

Der Irak-Krieg und die analytischen Rohrkrepiierer der Bellizisten

Das Lager der intellektuellen »Bellizisten« setzte sich vor dem Irak-Krieg aus Anhängern einer *Pax Americana*, aus Menschenrechts-Interventionisten und jener »anti-totalitären« Fraktion zusammen, die Außenpolitik mit Befreiungskrieg zu verwechseln scheint. Der zur Zeit in Afghanistan weilende Autor nennt Gründe für das intellektuelle Versagen gegenüber der irakischen Realität. Sie hängen mit fatalen Fehleinschätzungen seit dem 11. September 2001 zusammen.



Das Desaster der USA im Irak-Krieg ist auch ein Desaster für die Intellektuellen, die diesen Krieg befürwortet haben. Es kam nicht überraschend. Wer heute die Argumente nachliest, die damals ins Feld geführt wurden, kommt aus dem Staunen nicht heraus. Eine ganze Schar kluger Köpfe verglich den Sturz Saddams mit dem Sturz Hitlers, den Wiederaufbau Deutschlands nach 1945 mit dem Wiederaufbau des Irak – ebenso »leicht«, ebenso schnell und ebenso erfolgreich sollte er vonstatten gehen. Da schwadronierte man von einem Zeitalter der Demokratie, der Freiheit und des Wohlstands, welches nach der Intervention im gesamten Na-

hen Osten anbrechen werde. Von allem Möglichen war die Rede, nur nicht vom Irak und seinen Verhältnissen. Er verschwand hinter großflächigen historischen Vergleichen, die vor dem Hintergrund europäischer Geschichte gezogen wurden. Gustav Seibt bemerkte treffend in der *SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG*: »Das politische Feuilleton steht vor der demütigenden Erfahrung, dass ein alter Haudegen und Reisereporter wie Peter Scholl-Latour die Verhältnisse im Nahen Osten richtiger beurteilt hat als der schlaueste New Yorker oder Pariser Essayismus.«

Was aber hat die intellektuellen Bellizisten so blind gegenüber der Realität gemacht? Die Antwort darauf wird man nicht finden, wenn man ihre vorgetragenen Argumente noch einmal prüft, denn sie vor allem offenbarten die eigentümliche Unfähigkeit, die irakische Wirklichkeit im Vorfeld des Krieges wahrzunehmen.

Das Blickfeld auf die Welt verengte sich unmittelbar nach den Attentaten vom 11. September 2001. Das ist ein Paradox, denn die Attentate verlangten nach einer intensiven Beschäftigung mit dem Islam und den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens. Das erkannte man durchaus. »Warum hassen Sie uns?« Diese Frage des amerikanischen

Präsidenten George W. Bush war tendenziös, weil sie dem »anderen« kollektiv Hass unterstellte. Im Ansatz aber wies die Frage Bushs in die richtige Richtung. »Was sehen wir nicht, und warum sehen wir es nicht?«, so formuliert hätte diese Frage wohl zu anderen Ergebnissen geführt.

Man redete eloquent über die Herausforderung, die der Islam für den Westen darstelle. Die Anzahl der Experten vervielfachte sich in kürzester Zeit, die *Talkshows* füllten sich, die Zeitungsspalten auch. Alles lief in den scheinbar gesitteten, diskursiven Bahnen westlicher Mediengesellschaften ab. Wenn vom Hass die Rede war, dann war es der Hass der anderen – der eigene war kein Thema. Dabei war die Sehnsucht nach Vergeltung, die sich nach dem 11. September breit machte, kaum zu überhören.

Bomben sollten die Schmach auslöschen

Nicht einmal drei Wochen nach dem 11. September bombardierten die USA das von den Taliban beherrschte Afghanistan. Drei Wochen sind eine kurze Zeit, doch damals heimste US-Präsident George W. Bush von allen Seiten Lob für seine »Geduld« ein. Er habe ja versucht – so der Tenor – die Taliban zu überreden, Osama bin Laden auszuliefern. Dabei sei er sehr geduldig gewesen. Drei Wochen schienen eine Ewigkeit, weil der 11. September die Zeit politischer Entscheidungen irrsinnig beschleunigt hatte.

»Hätte Roosevelt damals Japan nicht den Krieg erklären sollen?«

Die Schmach und das Leid, welches die USA unter den Augen der gesamten Welt erlitten hatten, erlaubten es Präsident Bush nicht, lange zuzuwarten. Das jedenfalls war die allgemeine Lesart. Henry Kissinger verglich den 11. September mit dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbour 1941. Hätte Roosevelt damals Japan nicht den Krieg erklären sollen? Bush musste also handeln, entschlossen und schnell. Dabei hatte er die Unterstützung nahezu der gesamten Welt. Der UNO-Sicherheitsrat deckte die Intervention, und die NATO rief zum ersten Mal in ihrer Geschichte den Bündnisfall aus. Selbst das islamische Pakistan, bis dahin der Patron der Taliban, wechselte die Seiten und unterstützte die USA. Der Krieg war damit rechtlich und politisch legitimiert.

Worauf lassen wir uns in Afghanistan ein? Was wollen wir da erreichen? Man gab sich wenig Zeit, darüber nachzudenken. Bomben sollten die Schmach auslöschen und den Feinden der USA eine Lehre erteilen. Das war die Botschaft. Man diskutierte weniger darüber, wie man nach dem Terror vom 11. September und nach dem Angriff auf Afghanistan einen terroristischen Angriff definieren sollte. Waren etwa die Taliban *en toto* gleichzusetzen mit der Terrororganisation *Al Kaida*?

Es gab gute Gründe, das tyrannische Regime der Taliban von der Macht zu vertreiben. Die Mehrheit der Afghanen begrüßte die Intervention. Als Kabul fiel, war der Jubel groß. Der Westen kam als Befreier. Sein Bedürfnis nach Vergeltung für den 11. September war kein Thema öffentlicher Erörterung. Es tauchte höchstens in der brutali-

sierten Sprache mancher amerikanischer Militärs auf, die Osama bin Laden in den Bergen Afghanistans jagten.

Etwas mehr als zwei Jahre nach der Intervention in Afghanistan, griffen die USA den Irak an. Das breite Bündnis, das sich nach dem 11. September auf Antrieb gebildet hatte, zerbrach. Es gab große Zweifel an der Lauterkeit der Motive – Zweifel, die sich später als richtig herausstellen sollten. Die Kritiker bemerkten, dass die Intervention einen unkontrollierbaren Prozess auslösen würde. Auch dies sollte sich als richtig herausstellen. Trotzdem erhielt der völkerrechtswidrige Krieg beachtlichen intellektuellen Begleitschutz, in Europa wie auch in den USA.

Heute wissen wir, dass die Regierung Bush unmittelbar nach dem 11. September den Krieg gegen Saddam Hussein plante. Sie ergriff die Gelegenheit, den Diktator los zu werden, der die Supermacht seit Jahren provozierte, das eigene Volk terrorisierte und die Region destabilisierte. Es war einfach, den Sturz dieses Tyrannen aus Bagdad zu befürworten, denn er war einer der schlimmsten.

Es ist das Verdienst des amerikanischen Präsidenten, in die sterile intellektuelle Debatte über das Für und Wider des Irak-Krieges ein emotionales Element eingeführt zu haben. »Dieser Kerl wollte meinen Vater umbringen!« Das Bonmot Georg W. Bushs über Saddam hörten jene gerne, die Bush ohnehin für einen *Cowboy* mit etwas simplem Gemüt halten. Die intellektuellen Kriegsbefürworter redeten freilich nicht nach der Art von *Cowboys*.

»Die deutsche Debatte zeichnete sich durch besondere Provinzialität aus.«

Sie schraubten und feilten an ihren Sätzen, sie schliffen und polierten die Worte bis sie tödliche Durchschlagskraft erhielten. Sie waren getrieben von einem im wahrsten Sinne des Wortes revolutionären Wunsch, ein für alle Mal aufzuräumen. Saddam, das war nur der Anfang, danach sollten alle anderen Bösen in der Region fallen wie Dominosteine.

In Wahrheit aber echauffierten sich die intellektuellen Kriegsbefürworter über die Potentaten der Region vor allem, weil es ein Weg war, alte Rechnungen zu begleichen. Es ging nicht so sehr um Saddam Hussein, es ging um die einheimischen Gegner, um Antiamerikaner, Antisemiten, Modernitätsverweigerer, Globalisierungsgegner – die Kriegsbefürworter nahmen alle ins Visier, die sie schon lange »auf der Liste« hatten. Die deutsche Debatte zeichnete sich durch besondere Provinzialität aus.

Mit guten Argumenten in den Krieg

Als die ersten Bomben fielen, gaben sich die Kriegsbefürworter der Illusion hin, dass man hier mit guten Argumenten bewaffnet in den Krieg gezogen wurde. Die unvermeidlichen Opfer relativierte man mit der Aussicht auf das Paradies auf Erden. Ein bisschen Schmerzen noch, dann brähe das Zeitalter des Lichtes für die Iraker an. Das Bombardement Bagdads fand gewissermaßen *sine ira et studio* statt, die Argumente schienen so präzise wie die intelligenten Raketen der US-Armee. Die durch und durch rachsüchtige Sprache des damals am-

tierenden amerikanischen Verteidigungsministers, Donald Rumsfeld, verharmloste man als Marotte eines Haudegens. (Erst als der Folter-skandal von Abu Ghraib bekannt wurde, verstand man, wie ernst es dem Verteidigungsminister mit seiner Grausamkeit war.)

Dabei wurde sehr schnell sichtbar, dass die Intervention alles andere als durchdacht war, sondern viel mehr an die Aktion eines wild gewordenen Bullen erinnerte. Kaum waren die US-Soldaten nach Bagdad vorgedrungen, fiel die Stadt Plünderern zum Opfer. Die Besatzungsmacht schaute dem ratlos zu. Sie hatte keinen Plan für die Zeit nach dem Krieg. Das war durchaus folgerichtig, denn die intellektuelle Fantasie hatte sich mit dem Sturz Saddams erschöpft. Wenige Wochen nach Kriegsbeginn posaunte George W. Bush sein »mission accomplished« hinaus. Das passte in das argumentative Gebäude, das die Kriegsbefürworter errichtet hatten. Das absolut Böse namens Saddam Hussein war erledigt und damit hatte man auch die inneren Feinde besiegt. Alles andere war nicht von Belang, auch nicht das Leiden des irakischen Volkes. Schon blickte man in Richtung Iran, wo man das nächste absolut Böse ausmachte.

»Je schlimmer der Krieg wütete, desto stiller wurden seine intellektuellen Befürworter.«

Doch der Irak meldete sich bald zurück. Im Sommer 2004 brach der Schrecken des Krieges mit atavistischer Wucht in die Bilderwelt des Westens ein. Ein fanatisierter Mob lynchte in Falludscha vier amerikanische Sicherheitsleute. Was von den Toten übrig blieb, wurde unter dem Triumphgeheul der Menschenmenge an einer Brücke über den Tigris aufgehängt. Es war unverkennbar, dass die Menschen von Rachedurst getrieben waren, von der Lust, den vielfach überlegenen Gegner mit grausamsten Mitteln zu treffen.

Die Demütigung von Falludscha war eine mediale und politische Niederlage ersten Ranges. Die US-Armee antwortete, so wie sie auch nach dem 11. September geantwortet hatte. Sie brachte das Feuer der Vernichtung über die Stadt. Es mangelte nicht an Warnungen, Falludscha nicht mit Gewalt zu nehmen, da dies nur zu weiterem Widerstand der Bevölkerung führen würde. Es war zu spät. Die Spirale von Angriff und Vergeltung drehte sich unerbittlich weiter.

Je schlimmer der Krieg im Irak wütete, desto stiller wurden die Intellektuellen, die ihn befürwortet hatten. Wenige gestanden offen, einen Fehler gemacht zu haben. Jene Kriegsbefürworter, die weder schweigen, noch Fehler eingestehen, behaupten, dass der Irak-Krieg im Grunde eine gute Idee gewesen sei, die man schlecht ausgeführt habe. Die USA hätten den Diktator gestürzt, danach aber zugelassen, dass sich Sunniten und Schiiten gegenseitig an die Gurgel gegangen seien. Diese Erklärung ist zynisch, weil sie den Irakern die Schuld für das Desaster in die Schuhe schiebt und sie als Barbaren darstellt, die nicht willens waren, die ihnen großzügig angebotene Chance zu ergreifen.

Ulrich Ladurner (*1962)

ist Redakteur der ZEIT. 2006 erschien bei HOFFMANN UND CAMPE

Die iranische Bombe (in Zusammenarbeit mit Gero v. Randow).

ladurner@zeit.de